Aus aller Welt

Andere Länder, andere Sitten; neue Menschen, neue Horizonte

Warum gehen Menschen – in diesem Fall Produktionstechnik lernende oder erforschende Menschen – in die Welt hinaus? Warum kommen sie aus der Welt hierher zu uns, nach Deutschland, ans Produktionstechnische Zentrum?

Zwei der PZH-Reisenden in Sachen Produktionstechnik haben auf die erste Frage eine erstaunlich gleich formulierte Antwort: Sie hatten während des Studiums wenig Gelegenheit, auch mal „rechts und links zu gucken“ und wollten das nun mit einem längeren Aufenthalt am MIT in den USA (Seite 50) beziehungsweise an der Uni in Newcastle in Australien (Seite 38) nachholen. Quasi nebenbei schaffen solche „Ausflüge“ schließlich neben fachlichem Zugewinn eine exklusive Erkenntnisperspektive: sich selbst buchstäblich aus der Ferne in den eigenen Lebens- und Arbeitsverhältnissen zu sehen. Mit einer solchen Perspektive werden Defizite sichtbar – aber auch Vorzüge. Sie schafft die Möglichkeit, an einer Symbiose der Vorteile zu arbeiten, sich selbst und eigene Einstellungen betreffend, aber auch bezogen auf äußere Bedingungen. „Das Beste aus beiden Welten verbinden“, könnte man sagen. Dieser Aussage kommt, als Empfehlung an Flüchtlingskinder, im großen Interview ab Seite 40 die Ehre eines Schlusssatzes zu. Im Gespräch sind dort drei Wissenschaftliche Mitarbeiter – geboren in Jever, Stadthagen und Syrien –, deren Familien in ihrer Heimat unterdrückt oder verfolgt waren. Sie haben sich zu Beginn ihres Studiums kennengelernt und sind sich als WiMi im PZH wiederbegegnet. Das Gespräch ist einerseits ein Gespräch zwischen drei „ganz normalen“, mittlerweile formal deutschen Mitarbeitern, aber die Geschichten, die sie erzählen, sind Geschichten etwa über Identität und Bildungschancen, die „ganz normale“, immerschon deutsche Mitarbeiter nicht erzählen könnten.

Die Partnerschaften mit Institutionen in der Ukraine und in Russland bieten reisewilligen Masterstudenten nicht nur eine neue Perspektive, sondern ganz neue Horizonte. Wie neu, fremd, herausfordernd, spektakulär die Situation derer ist, die sich auf das Abtenteuer einlassen, verdeutlicht die Erinnerung des Amerikaners aus dem Internationalen Masterstudiengang Mechatronics an den Beginn des Programms: „Wir waren die Studenten aus Hannover – obwohl wir nie in Hannover gewesen sind. Wir studierten in St. Petersburg, aber sprachen kein Russisch“. Er wird am Ende nicht nur einen doppelten Master in der Tasche, sondern „viele Englischs“, ein anderes Verständnis von Zeit, neue Reiselust und die Liebe zu St. Petersburg erlebt haben (ab Seite 52). Der deutsche Masterstudent, der in der Ukraine war, wird den bedrückenden Besuch in Tschernobyl, aber auch den Glanz und den Strand von Odessa nie vergessen, während die Studentin aus der Ukraine, die zeitgleich am PZH war, mehr europäische Metropolen gesehen hat als die meisten ihrer deutschen Kommilitonen (ab Seite 47). Die Austauschstudenten, so drückt es einer der Initiatoren aus, hätten „eine konkrete Vorstellung vom Projekt Europa“ bekommen.

In der Summe sind es knapp ein Dutzend Menschen, die auf den nächsten Seiten von internationalen Ausflügen oder Bezügen berichten. Das ist wenig angesichts all unserer weiteren länderübergreifenden Projekte, Begegnungen und Kooperationen mit Menschen und Institutionen aus Japan, Italien, Griechenland, Frankreich, Brasilien und vielen weiteren Ländern – mit anderen Sitten und Horizonten.

Am Anfang down under

Kängurus sind nicht das Einzige, was man auf der gegenüberliegenden Seite der Welt entdecken kann. Simon Sohrt fand dort – vor seiner Anstellung als Wissenschaftlicher Mitarbeiter – außer extra breiten Förderbändern Gelassenheit und einen anderen Fokus aufs Leben.

„Wenn du auf einer Party in Australien jemanden fragst: „Und was machst du so?“, erzählt er dir nichts vom Job, sondern vom letzten Kletterausflug.“

Never trust people with shiny gear“: Heißt diese Lebensweisheit, dass man Wissenschaftlern mit Hightech-Ausstattung nicht trauen soll? Simon Sohrt hat es in Australien anders aufgefasst. Nämlich so: Du kannst dem einheimischen Bergsteiger-Guide mit den erkennbar viel genutzten Kletterutensilien trauen – denn die sehen nach viel Erfahrung aus. Und Erfahrung zählt, wenn man mit anderen Gast-Studenten nach einer Nacht unter freiem Himmel am Morgen zur nächsten Kletter-Etappe aufbricht. „Wir hatten sehr viel Vertrauen“, sagt Simon im Rückblick, und es hört sich eher an wie ein zufriedenes „wir konnten uns auf vieles einlassen“, und kein bisschen wie „wir waren leichtsinnig“.

Als er 2013 kurz vor Abschluss seiner Masterarbeit am Institut für Transport- und Automatisierungstechnik (ITA) stand, war ihm klar, dass er noch mal „raus“ wollte, denn er hatte sehr durchgetaktet studiert. „Da reichte die Zeit nicht, nach links oder rechts zu gucken. Das wollte ich unbedingt nachholen.“ Und so stand in seiner Bewerbung auf eine freie Stelle am ITA, dass er dort gern Wissenschaftlicher Mitarbeiter sein wollte – aber erst nach einem Auslandsaufenthalt. Professor Overmeyer, Leiter des ITA, bot ihm Instituts-Kontakte nach Berkeley und Newcastle in Australien an. Er hatte Glück: Sein Wunschziel Newcastle, zwei Autostunden nördlich von Sydney gelegen, klappte. Die dortige Universität ist stark in der Transporttechnik und im „Mining“, auch in der Anwendung, denn in Australien gibt es große Abbaugebiete für Exportrohstoffe wie Kohle, „unfassbare Mengen, die da transportiert werden“.

Einmal richtig „raus“: Simon (in grün) mit Reisebekanntschaften, Sonne, Meer und Zeit.

Für fast ein halbes Jahr kann Simon sich schließlich im September 2013 auf den Weg machen – unterstützt unter anderem von einem Teilstipendium, das die Lebenshaltungskosten weitgehend abdeckt. Die sind überschaubar, denn zu seinem Lebensstil down under gehören Haferflocken und Quark als Hauptnahrungsmittel und ein etwa acht Quadratmeter großer Wellblechanbau als Unterkunft. Tagsüber beschäftigt sich Simon als Praktikant mit der Simulation einer sogenannten Bandübergabe, bei der gefördertes Gut von einem fünf Meter breiten Förderband durch einen Übergabetunnel auf ein anderes fällt. Am Wochenende ist er mit einer Truppe anderer Studenten von überall in der Welt unterwegs, etwa in den Blue Mountains, und abends stellt er gelegentlich fest, dass in Australien etwas sehr anders ist als in Deutschland: „Hier in Deutschland definieren sich die Leute stark über ihre Arbeit oder ihr Studium. Wenn du aber auf einer Party in Australien jemanden fragst: „Und was machst du so?“ Dann sagt der nicht „ich studiere dieses oder arbeite das. Er erzählt vom Theater oder was er bei seinem letzten Kletterausflug erlebt hat.“

Die letzten zwei Monate sind Reisezeit: Brisbane, das Great Barrier Reef, Sydney und Neuseeland. Zu den nicht sehr schönen, aber sicher bleibenden Erinnerungen zählt ein Tropenfieber, das ihn für eine Woche außer Gefecht setzt – bevor die Reise, wenn auch etwas ausgezehrt, weitergeht.

Wie ist es mit der australischen Entspanntheit weitergegangen? Kaum zurück, übernahm er als neuer wissenschaftlicher Mitarbeiter ein großes Projekt. „Das war riesig, das war komplex. Da war ich ziemlich schnell ziemlich sehr unentspannt, und ich hab mich schon das eine oder andere Mal gefragt, warum ich nicht in Australien geblieben bin.“ Er wäre tatsächlich nicht der Erste gewesen, der seine Auszeit zu einer Promotion down under verlängert hat.

Simon Sohrt
Zoo in Newcastle, Australien, Januar 2014

Mittlerweile ist aber das Projekt erfolgreich abgeschlossen, und er versucht, die Erfahrungen aus den Phasen des „total auf die Arbeit Fokussiertseins“ und das bewusstere Leben aus Australien zusammenzubringen.

Dass es aus seiner Sicht eine klare Empfehlung für Studenten gibt, eine solche Erfahrung in ihr Leben einzubauen, ist klar. Aber kann man auch künftigen Arbeitgebern eine so zeitintensive Phase schmackhaft machen? Na klar: „One oft the main advantages is, that I am quite fluent in English now.“

„Erst mal hierbleiben“

Vino Suntharakumaran, Serdal Acar und Serhat Ibrahim stammen aus Familien, die in ihrer ursprünglichen Heimat zu unterdrückten Minderheiten gehörten. Kennengelernt haben sie sich zum Studienbeginn in Hannover, wiedergetroffen 2017 als Wissenschaftliche Mitarbeiter am PZH.
Ein Gespräch übers Ausländer- und Deutschsein, über Bildung und Identität.

Fotos: Leo Menzel / Fragen: Julia Förster

Neue alte Freunde im Gespräch: v.l.: Serdal Acar, Vino Suntharakumaran, Serhat Ibrahim

Sie haben sich 2010, gleich zu Beginn des Studiums, zu einer gemeinsamen Lerntruppe zusammengefunden. Wie haben Sie sich kennengelernt?
Serhat Ibrahim: Das war im Mathevorkurs, ich kann mich genau erinnern.
Serdal Acar: Wir saßen in der Einstiegsveranstaltung.
Serhat: Vino und ich kannten uns schon, und wir hatten jemanden angesprochen, der kurdisch aussah. Das war Ismael. Später kam Ismael zu uns gelaufen: „Ich habe noch einen Kurden gesehen, der auch Maschinenbau studiert!“ So haben wir Serdal kennengelernt. Aber wir hatten in unserer Truppe nicht nur Kurden. Im dritten Semester kamen noch ein Chinese und ein Kasache dazu. Und ein Russe. Und ein Vietnamese. Die promovieren mittlerweile auch fast alle hier im Maschinenbau, aber an anderen Instituten.
Vino Suntharakumaran: Wir hatten aber auch drei deutsche Kollegen dabei.

Frage an die beiden Kurden: Findet man sich „als Kurde“ zusammen, weil man eine gemeinsame Geschichte hat?
Serdal: Man hat vielleicht einen gemeinsamen Hintergrund, der verbindet. Das macht das erste Gespräch deutlich angenehmer. Bei mir gibt es zum Beispiel keine Akademiker in der Verwandtschaft; Kurden durften damals in der Türkei nur eingeschränkt studieren.
Serhat: Kurden hatten extrem wenig Rechte in der Türkei. In Syrien war es ähnlich, wenn auch nicht so ausgeprägt. Deshalb heißt es in Deutschland, wenn ein Kurde Abitur macht und studiert, meistens gleich „Wow“.
Serdal: Wenn das älteste Kind einer kurdischen Familie hier studiert, ist es oft so, dass die Jüngeren nachziehen.
Serhat: Ich glaube, dass die Umgebung den entscheidenden Einfluss darauf hat. Wäre ich nicht auf dem Gymnasium Bad Nenndorf, sondern auf einer Schule mit vielen Ausländern gewesen – ich würde behaupten, ich wäre jetzt nicht hier.
Serdal: Wir haben auf dem Dorf gelebt, in Friesland, und meine Mama hat das auch so gesehen: Wenn wir in der Stadt aufgewachsen wären, dann wäre ich jetzt wahrscheinlich ein ganz normaler Arbeiter ohne akademischen Hintergrund.

Heißt das, Sie haben davon profitiert, in einer „ausländerarmen“ Umgebung aufzuwachsen?
Serhat: Ja. Vino und ich waren die einzigen Ausländer an der Schule. Vino war der einzige Schwarze, ich war der einzige „Schwarzkopf“, sage ich mal, am Gymnasium Bad Nenndorf. Da lernt man sich automatisch etwas kennen. In der Neunten und Zehnten waren wir dann auch in einer Klasse.
Vino: ... in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse; das war schon der richtige Weg für uns beide. Weißt du noch: das Video, das wir im Politikunterricht machen mussten? Da haben wir eine Umfrage gemacht. War das nicht zu Alkohol- und Drogenkonsum bei Jugendlichen?
Serhat: Ja, da wurden wir wieder mal zusammengesteckt.
Vino: Wir hatten die Idee, dass wir ein kleines Video drehen und Leute zu dem Thema befragen. Das kam gut an.
Serhat: Nach dem Interview haben wir eine Geschichte darüber gemacht, wie wir selbst das Thema sehen, das war dann ein bisschen anders als das, was erwartet wurde. (*beide lachen*)
Vino: Es war eher eine Parodie.
Serhat: Vino ist nach der Zehnten auf ein Technisches Gymnasium gegangen, ich bin geblieben. Der Kontakt ist ein bisschen abgerissen. Wir haben uns erst wieder wirklich getroffen, als wir 2010 beide das Abi hatten.
Vino: Wir hatten Zeit ohne Ende. Und wir hatten den neuen Soccer Court in Bad Nenndorf!
Serhat: Da kam natürlich auch die Frage auf: „Und was machst du jetzt als nächstes?“ Und Vino sagte: „Ich studiere Maschinenbau“. Ich hab kurz überlegt und gesagt: „Ich glaube, das mache ich auch“. (*allgemeines Gelächter)*
Vino: Wir haben uns einfach gegenseitig hochgepusht.
Serhat: Und ab da lief es dann ja auch. Wir wussten, dass es die Uni Hannover sein soll. Wir haben uns angemeldet, und dann sagte Vino, der wie immer alles super vorbereitet hatte: „Wir müssen ein Praktikum machen!“ Das hätte ich nie im Leben gewusst.
Dieser ganze Sommer 2010 – das war die Zeit, in der wir wirklich viel zusammen gemacht haben: Fußballspielen, Trainieren und dann natürlich das gleiche Praktikum.

„Im dritten Semester kamen noch ein Chinese und ein Kasache dazu. Und ein Russe. Und ein Vietnamese. Die promovieren mittlerweile auch fast alle.“

Natürlich hatte ich vorher darüber nachgedacht, aber wir haben das so weitergespielt, dass ich der war, der sich das total spontan überlegt hat.
Serdal: Das war bei den beiden immer auffällig: Wenn der eine etwas gemacht hat, dann hat der andere meistens mitgezogen.

„Wäre ich auf einer Schule mit vielen Ausländern gewesen – ich würde behaupten, ich wäre jetzt nicht hier."

Wieso haben Sie sich für Maschinenbau entschieden?
Vino: Wieso sind wir auf Maschinenbau gekommen? In meinem Elternhaus hieß es: Entweder wirst du Ingenieur oder Arzt. Arzt wollte ich nicht werden.
Serhat: Aber man hat dir auch gesagt, du könntest ein guter Anwalt werden.
Vino: Aber laut meinen Eltern ist das kein richtiger Beruf (*lacht*).
Was sind denn Ihre Eltern?
Vino: Mein Opa war Schulleiter in Sri Lanka. Mein Vater ist vor etwa 35 Jahren eingewandert, und meine Eltern hatten nie die besten Jobs hier, deshalb war es ihnen immer wichtig, dass ich eine solide Bildung habe und einen guten Beruf. Für sie kam nur ein Studium in Frage. Und beim Ingenieur sind ja die Jobaussichten ganz gut – und das Gehalt auch.
Serhat: Fachlich waren wir ja auch ganz gut aufgestellt. Bei mir war es so, dass meine Eltern gesagt haben: Arzt ist das Beste. Bei uns in der Kultur ist Arzt extrem hoch angesehen. Wenn du Arzt bist, dann weißt du, dass du was erreicht hast.
Serdal: Bei uns standen bei den angesehenen Berufen Arzt, Jurist und dann Ingenieur ganz oben.
Serhat: Ingenieur war bei uns gar nicht angedacht. Vielleicht Agrar-Ingenieur in Syrien, das war was ganz Großes. In einem Telefongespräch nach Syrien fragten Verwandte: „Und was machst du jetzt? Maschinenbau-Ingenieur? Warum hast du nicht Agrar-Ingenieur studiert?!" In der Schule haben wir einen Test gemacht, in dem es darum ging, etwas über seinen zukünftigen Werdegang herauszufinden. Bei mir stand als Ergebnis: 100 Prozent Ingenieur. Sprachlich war ich nicht der allerbeste, obwohl ich während meiner Schulzeit fünf Sprachen konnte: Ich bin 99 nach Deutschland gekommen, mit acht Jahren, und konnte Arabisch, Kurdisch, später Deutsch, dann kam noch Englisch dazu und Spanisch, und manche Lehrer meinten, ich würde mal ein prima Dolmetscher. Aber trotzdem hat das mit den Sprachen nicht so hingehauen, Mathematik und Physik waren immer viel besser. Ich hatte natürlich auch schon überlegt, was ich damit machen könnte. Ich wusste: Mathematiker, Lehrer, Forscher will ich nicht werden.
Vino: Forscher willst du nicht werden?!

Serdal Acar

Geboren in: Jever
Alter: 29
Pass: einen deutschen, einen türkischen
Sprachen: Kurdisch, Deutsch, Englisch
Arbeitsschwerpunkt: In seiner Masterarbeit bei der Salzgitter AG, betreut vom Institut für Werkstoffkunde (IW), ging es um Laserstrahlschweißverbindungen von hochfesten Stählen. Am IW beschäftigt er sich aktuell mit der Wärmebehandlung und Legierungsmodifikation von Werkzeugstählen.

Vino Sunthara-kumaran

Geboren in: Stadthagen
Alter: 26
Pass: einen deutschen
Sprachen: Tamilisch, Deutsch, Englisch
Arbeitsschwerpunkt: Vino beschäftigt sich am Institut für Fertigungstechnik und Werkzeugmaschinen (IFW) für seine Promotion mit metallisch gebundenen Schleifwerkzeugen. Er leitet dort außerdem die Abteilung Schleiftechnologie.

Serhat: Nicht Mathematikforscher! (*lacht*) Oder theoretischer Physiker. Ich hatte mit dem Gedanken gespielt, Astrophysik oder Psychologie zu studieren, hatte aber keinen Abischnitt von 1,2.
Serdal: Ich wollte seit meiner Kindheit Ingenieur werden. Meine Mama hat dazu tendiert, dass ich Arzt werde soll, aber ich war in naturwissenschaftlichen Fächern stark. Damals gab es noch die fünfte und sechste Klasse Orientierungsstufe. Ich hatte wegen meiner sprachlichen Probleme nur eine Realschulempfehlung, aber meine Eltern haben mich trotzdem auf dem Gymnasium in Jever angemeldet. Ich bin zwar in Deutschland geboren, aber die ganze Verwandtschaft hat bei uns in der Nähe gewohnt. Alle sprachen nur kurdisch miteinander, so dass ich bis zum Kindergartenalter keine Deutschkenntnisse hatte und auch kaum Deutsch sprach, als ich in die Schule kam. Das hätten mir meine Eltern leicht ersparen können.
Vino: Bei uns war es genau anders rum. Ich würde sagen, die Akademikerquote ist mittlerweile recht hoch bei uns. Das liegt aber daran, dass den Eltern bei uns Bildung am allerwichtigsten ist, alles andere kommt danach; ob sie ein dickes Auto fahren oder ein tolles Haus haben. Das betrifft meine Kultur so insgesamt. Meine Eltern kommen aus Sri Lanka, da gibt's Tamilen und Singhalesen, wir sind Tamilen. Tamilen sind die Minderheit, sie wurden unterdrückt und politisch verfolgt, deshalb sind meine Eltern ausgewandert.
Bei uns war es immer wichtiger, dass wir richtig Deutsch können. Ich habe allerdings auch von der ersten bis zur 11. Klasse an Samstagen die Tamilische Schule besucht, dort meinen Abschluss gemacht und anschließend ein Jahr lang ehrenamtlich unterrichtet.
Ich würde unterschreiben, dass es uns allen zugutegekommen ist, dass wir dörflich aufgewachsen sind und viel Kontakt zu Deutschen hatten, schon von klein auf. Obwohl ich die paar Ausländer, die es gab, auch als Freunde hatte, so ist es nicht. (*lacht*) Deutsch musste ich hier natürlich auch erst lernen. Da hat mir die Grundschule in Lauenau geholfen – das war eine der besten Zeiten überhaupt! Ich habe mit der zweiten Klasse angefangen, und immer wenn es darum ging, Deutsch zu lernen, haben sie mich zu einer anderen Lehrerin gebracht. Die hat mir wirklich jede Woche fünf oder sechs Stunden lang Deutsch beigebracht. Als Einzelunterricht!
Serdal: Gerade im Sportverein ist es gemixt, also Deutsche und Kinder mit Migrationshintergrund. Das hat mir ganz gut getan. Besser, als in Städten vor allem in türkischen Vereinen zu sein und nur unter seinen eigenen Leuten zu bleiben.
Vino: Aber es ist ja auch wichtig, dass man seine Identität behält.
Serhat: Ja, man hat immer auch diesen Zwiespalt. Die eigenen Leute sagen, du vergisst mehr und mehr deine eigene Kultur, und dann …
Vino: Es ist eine Gratwanderung.
Serhat: Ja.

Fühlen Sie sich manchmal als Ausländer wahrgenommen oder benachteiligt?
Vino: Ich habe das gerade wieder beim Arzt erlebt, dass es heißt: „Sie sprechen aber gut Deutsch, besser als so mancher Deutsche!“ – ja, boah ...
Serhat (*lacht*): Manchmal ist das schon wie ein Kompliment, manchmal fühlt man sich aber auch in eine Schublade gesteckt.
Vino: Im Studium habe ich noch keine Benachteiligung erlebt. Ich finde das an der Uni wirklich löblich.
In Bad Nenndorf findet regelmäßig diese Nazi-Demo statt. Aber das war andererseits für die Bewohner auch immer ein Anlass zu zeigen, wie viel aktiver Widerstand dagegen da ist.
Serhat: Weißt du noch, als wir einmal von der Uni kamen und da durchmussten? Durch eine ganze Horde am Bahnhof, alle in Schwarz, Skinheads, einige mit SS-Tattoos?

„Weißt du noch, als wir von der Uni kamen und am Bahnhof durch eine ganze Horde Nazis gehen mussten?“

Vino: (*lacht*) Ich habe mich eigentlich sicher gefühlt, weil da so viele Polizisten waren. Die Nazis haben uns schon ein bisschen schief angeguckt, aber da kam kein Spruch, nichts.
Wie erleben Sie den Zulauf, den die AfD hat?
Serhat: Ich habe eine riesen Verwandtschaft, auch hier in Hannover, und ich habe noch nie von einem einzigen Fall gehört, dass jemand mit ausländerfeindlichen oder rechten Motiven von einem Deutschen angepöbelt worden wäre. Aber wenn ich in Sachsen wohnen würde, hätte ich, glaube ich, mehr Probleme.
Vino: Da bin ich manchmal auf Dienstreisen, vor allem in Chemnitz, da sitzen einige Unternehmen. Vorher: klar, flaues Gefühl im Magen, aber dann sind es am Ende doch alles auch nur normale Leute. Ich hatte nie Probleme.

Sind Sie sich nach dem Masterabschluss eigentlich zufällig am PZH wiederbegegnet?
Serhat: Dass Vino hier ist, das wusste ich. Aber bei Serdal war es Zufall. Ich saß in meinem Büro, es hat geklopft, und da stand er und sagte: „Hey, du auch hier?“
Serdal: Das war echt phänomenal.
Serhat: Ja, er sitzt jetzt zwei Büros weiter.
Vino: Ich war schon früher hier, ich habe im November 2015 angefangen.
Serhat: Ich habe angefangen im September 2016.
Serdal: Ich war im März oder April 2016 mit dem Studium fertig, aber dann noch ein halbes Jahr bei Daimler beschäftigt.

Ihr Alltag spielt komplett hier. Verfolgen Sie noch, was in Ihren „Heimatländern“ passiert?
Vino: Meine Eltern wollten nie, dass ich mich zu sehr mit dem Thema beschäftige. Die wollten eher abschließen mit dem Kapitel. Und aktuell ist die Lage ja ohnehin ruhig.
Serhat: Meine Verwandten leben nicht in den aktuellen Krisengebieten in Syrien, sondern eher im nordöstlichen Gebiet, wo es viel ruhiger ist, aber trotzdem: Die Lage ist schon verzwickt. Sie haben dort nicht durchgehend fließend Wasser und Strom, das Handynetz bricht ständig ein. Wenn etwas Größeres passiert wie der Beinahe-Krieg zwischen den Kurden und den Irakern in Kirkuk, dann bekomme ich das schon mit. Auch wenn ich selbst das nicht aktiv verfolge, weil ja alles, was mir wichtig ist, hier in Deutschland ist.
Sie waren seit 19 Jahren nicht in Syrien.
Serhat: Nein, das ging ja nicht. Ich habe erst 2010 meinen Aufenthaltstitel bekommen, vorher musste ich alle drei Monate zum Amt gehen und meine Duldung verlängern. Am Anfang des Studiums hatte ich noch Probleme, weil mir kein BaföG gewährt werden konnte. Ich musste mir anhören, ich müsste hier ja nicht studieren, ich könnte ja auch eine Ausbildung machen, wenn ich Geld wollte. Aber jetzt gerade ist mein Antrag auf die deutsche Staatsbürgerschaft bewilligt worden.
Serdal: Dann wirst du Deutscher.
Serhat: (*lacht*) Das sowieso! Mir geht’s gar nicht darum zu sagen: „Jetzt will ich Deutscher sein“. Mir geht’s darum, mehr Freiheiten zu bekommen. Dann kann ich ohne Probleme überall hin reisen. Das kann ich jetzt immer noch nicht. In Europa schon, es gilt ja das Schengen-Abkommen, aber weiter nicht. Bei der Duldung durfte ich nicht mal aus Niedersachsen raus.
Serdal: Wer kontrolliert das eigentlich?
Serhat: Wenn es auf der Straße zu einer Personenkontrolle kommt, und du zeigst die Duldung, und da steht ganz groß in Rot …
Serdal: Und erst dann wurdest du ertappt …
Serhat: Ich wurde noch nie ertappt.
Serdal: Ich meine, für den Fall der Fälle.
Serhat: Wenn du ertappt wirst, wirst du zurückgeschickt und musst eine Strafe zahlen.
Serdal, Sie haben zwei Pässe und können trotzdem nicht in die Türkei reisen. Sie waren noch nie da. Verfolgen Sie trotzdem das Geschehen?
Verwandte habe ich fast keine mehr in der Türkei. Aber natürlich kriegt man alles mit. Was mich damals hart getroffen hat, das war der IS-Angriff auf die Jesiden im Sindschar-Gebirge. Die hatten keine Möglichkeit mehr zu flüchten. Oder: Sie sind auf den Berg geflüchtet, und im Tal stand der IS, es war Hochsommer, und was man da für Geschichten mitbekommen hat… Mütter, die ihre Kinder verdursten lassen mussten. Das nimmt einen schon mit.
Wie hängen Jesiden mit Kurden zusammen?
Serdal: Die Kurden werden nach ihrer Religion unterteilt: Islam, Jesidentum, auch Christen- und Judentum.
Serhat: Ich bin Moslem und Serdal ist Jeside.
Aber Sie sprechen das gleiche Kurdisch?
Serdal: Ein bisschen Dialekt ist mit drin.
Serhat: Du hast Dialekt mit drin, ich nicht. (*Gelächter*) Ich spreche das Kurmandschi, das ist das Hochkurdische. Jeder kann mich verstehen, aber das türkische Kurdisch kann ich zum Beispiel nicht so gut verstehen. Sorani kann ich gar nicht verstehen, das ist das irakische Kurdisch.

Wie sieht Ihre Zukunft aus? Spielt sie in Deutschland?
Serdal: Nach dem Doktor würde ich gern als Führungskraft irgendwo unterwegs sein. Ob ich in Deutschland bleibe, weiß ich nicht, ich bin mit dem Wetter hier unzufrieden. Ich möchte auch gern in ein international tätiges Unternehmen. Allein schon, um meine Englischkenntnisse weiter zu verbessern und andere Kulturen kennenzulernen.
Vino: Ich wollte ursprünglich ins Ausland. Das habe ich aber verworfen, seit ich meine Verlobte kenne. Wir wollen jetzt in Deutschland bleiben. Mich zieht es, jobtechnisch, in die Führungsebene. Man hört ja immer wieder, wie wichtig Work-Life-Balance sein soll, und deswegen kann ich – oder: können wir uns nicht vorstellen, zu weit weg von unseren jeweiligen Eltern zu ziehen. Das bedeutet, dass wir gern in Hannover und Umgebung oder in Nordrhein-Westfalen leben würden; in NRW wohnen meine zukünftigen Schwiegereltern.
Die Branche ist mir – naja, nicht egal, es sollte schon Maschinenbau sein, aber

Serhat Ibrahim

Geboren in: Al-tilyen, Syrien
Alter: 27
Pass: seit 2010 einen Aufenthaltstitel, in Kürze einen deutschen Pass.
Sprachen: Kurdisch, Arabisch, Deutsch, Englisch
Arbeitsschwerpunkt: Serhat forscht am Institut für Montagetechnik (match) unter anderem zur generativen Fertigung im Bauwesen – das heißt: Betonspritzen für den 3D-Häuserbau. Er entwickelte außerdem eine Robotersteuerung für ein Projekt mit der Automobilbranche.
Auch in der Lehre ist er aktiv, unter anderem im Bachelorprojekt.

„Wenn ich einem Flüchtlingskind einen Rat geben sollte: Nimm das Beste aus beiden Kulturen mit.“

ob es „Automobil“ oder „Luft- und Raumfahrt“ oder „Fertigung“ ist: da bin ich flexibel. Wichtig wäre mir der Handlungsspielraum und die Mitarbeiter- und Projektverantwortung. Forschung soll es nicht werden.
Serdal: Was dann, wenn nicht Forschung?
Vino: Management. Ich arbeite mich recht schnell in Themen ein, aber ich muss mich jetzt nicht unendlich lange mit einer Fragestellung beschäftigen.
Serhat: Der Plan ist erst mal, die Promotion hier zu Ende zu bringen. Danach würde ich gern in der Forschung und Entwicklung bleiben, in einem Unternehmen. Am besten Automobilbranche, vielleicht auch Richtung Robotik. Ein paar Einblicke habe ich schon bekommen, und ich habe mir in den Kopf gesetzt, dass ich nur so weit nach oben gehen will, dass es sich irgendwann mit genug Zeit für eine Familie verbinden lässt.

Was ist Ihre Botschaft für das Flüchtlingskind, das ohne deutsche Sprachkenntnisse in der Schule sitzt?
Vino: In Deutschland ist man seines eigenen Glückes Schmied. Jeder von uns hatte hier die Gelegenheit, akademisch voranzukommen. Und wenn man sich seine Leute gezielt aussucht, kommt man hier auch sehr weit.
Serdal: Das würde ich so nicht unterschreiben. Das hängt doch eher von der Familie ab.
Vino: Ja. Aber du kannst einem Kind ja nicht empfehlen: Such dir eine andere Mama.
Serdal: Nein, aber die Botschaft: „Sei fleißig in der Schule!“ hängt doch von der Erziehung ab.
Serhat: Ich würde sagen: Deutsch lernen. Probieren, deutsche Freunde zu finden. Kurdische Freunde oder ausländische Freunde sind schön und gut; da findet man natürlich das Bekannte hier im fremden Deutschland, aber man muss sich dem trotzdem stellen. Wenn diese Hürde einmal überwunden ist, wenn man einmal die Sprache hat, dann kann man weitermachen.
Vino: Deutsche Freunde und ein deutscher Sportverein helfen da sehr.
Serdal: Wenn ich einen Rat geben müsste, dann würde ich sagen: Nimm das Beste aus beiden Kulturen mit.

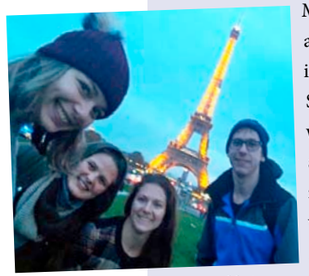
Ost-West-Metallurgie

Nationale Metallurgische Akademie der Ukraine in Dnipro, Ziel und Start eines studentischen Austausches mit dem Institut für Werkstoffkunde. Ganz nebenbei steht europäische Horizonterweiterung auf dem Programm. Foto: NMetAU

Dnipro ist mit nahezu einer Million Einwohnern die viertgrößte Stadt der Ukraine. Als Standort der Nationalen Metallurgischen Akademie der Ukraine ist die Stadt außerdem Ausgangspunkt einer „Strategischen Praxispartnerschaft“ zum Austausch von Forschern und Studenten.

Sie wollen voneinander lernen: das Institut für Werkstoffkunde (IW) und die Nationale Metallurgische Akademie der Ukraine (NMetAU). Die guten Beziehungen zwischen Wissenschaftlern beider Institutionen reichen zurück bis in die 1990er Jahre; mittlerweile fördert der Deutsche Akademische Austauschdienst DAAD aus Mitteln des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) den Austausch im Rahmen einer „Strategischen Praxispartnerschaft“. Sie ermöglicht es Studenten aus Hannover, Dnipro und Paderborn, ein dreimonatiges Praktikum im jeweiligen Partnerland zu machen und dabei nicht nur die Werkstofftechnik, sondern auch Land und Leute und eigene, bisher ungeahnte Potenziale zu entdecken. Neben dem individuellen Gewinn einer solchen Erfahrung heißt das Ziel: insbesondere das ukrainische Master-Curriculum im Bereich der Umform- und Werkstofftechnik weiterzuentwickeln und das grenzüberschreitende Forschungsnetz zu stärken.

Vier Menschen erzählen auf der folgenden Doppelseite aus ihrer ganz eigenen Perspektive vom Grenzenüberschreiten: Alina Panchenko als ukrainische Studentin, die für ein Praktikum am IW war, Christian Stenzel, der am Austausch zeitgleich in umgekehrter Richtung teilgenommen hat. Florian Nürnberger, Oberingenieur des IW, der den Studentenaustausch mit ins Leben gerufen hat, und Illia Hordych, der in Dnipro seinen Bachelor gemacht hat und mittlerweile als Doktorand am IW forscht.



Im Reinraum und beim Interkulturellen Training im PZH - und unterwegs in Europa. Fotos: privat

Der Austausch war für mich eine der unglaublichsten, tollsten Erfahrungen, die ich je gemacht habe. Die Organisatoren dieses DAAD-Projekts haben, das vorweg, einen wirklich guten Job gemacht, indem sie das Praktikum so umfassend und gründlich vorbereitet haben, dass ich mich während der gesamten Zeit gut aufgehoben gefühlt habe und mich voll auf die Arbeit konzentrieren konnte:

Ich habe im Büro und in den Laboren des Instituts für Werkstoffkunde gearbeitet. Meine Arbeit bestand anfangs darin, meiner Tutorin Mareike Reiter beim Schleifen, Polieren und bei anderen Arbeiten zu helfen – am Ende kannte ich alle Schritte der Probenvorbereitung, des Schleifens und Polierens. Die nächste Aufgabe war es, Proben aus verschiedenem Material selbstständig zu schleifen und zu polieren – zuerst manuell, um jeden Schritt wirklich zu verstehen. Von den präparierten Proben werden Fotos gemacht - ich hatte dazu ein Olympus Lichtmikroskop mit entsprechender Software zur Verfügung. Bei Ringversuchen, die für die Deutsche Gesellschaft für Materialkunde gemacht wurden, habe ich vor allem Parameterstudien durchgeführt zum Elektrolytischen Polieren von Duplex-Stählen, IF-Stählen, Aluminium und Titan.

Meine freie Zeit habe ich, so gut es ging, genutzt, um so viel wie möglich zu reisen, um neue Länder und eine ganz neue Welt zu sehen. Ich habe sieben Länder – einschließlich Deutschland – und 15 Städte besucht. Unvergessliche Erinnerungen, die mich ganz klar offener gemacht haben! Ich bin sehr dankbar, dass wir diese Chance hatten, eine andere Welt zu erleben, unser Wissen anzuwenden und vieles zu lernen, was total neu für mich war. Wir konnten eine andere Gesellschaft und Kultur verstehen lernen, uns vernetzen, toleranter werden. Das Praktikum war eine große Herausforderung für mich, die ich sehr gern angenommen habe! /Protokoll: Julia Förster

Alina Panchenko
Studentin der NMetAU
PZH, November 2017

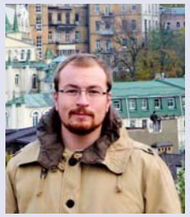
Odessa glänzt in der Sonne; auf dem alten Jahrmarkt in Tschernobyl macht sich Wald breit. Fotos: privat

Im September war es warm in der Ukraine – am Schwarzen Meer in Odessa bis zu 30 Grad. Odessa ist eine wunderschöne Stadt, die Bauwerke sind absolut beeindruckend. Kiew ist auch sehr schön, wir waren unter anderem auf dem Maidan. Lwiw – das frühere Lemberg – dagegen ist ganz anders als die anderen Städte: Es hat enge Straßen mit Kopfsteinpflaster und einen mittelalterlichen Charakter. Das hängt mit der polnisch-deutschen Vergangenheit der Stadt zusammen. Am einprägsamsten aber war Tschernobyl. Es war sehr bedrückend, auf dem Jahrmarkt dort zu stehen, den sich die Natur zurückerobert. Aus der Kleinstadt ist fast ein Wald geworden, 31 Jahre nach dem GAU.

Das Reisen in der Ukraine war wichtig – denn um ehrlich zu sein, es gab schon Vorurteile, und das Reisen hilft dabei zu prüfen, was wahr ist und wie Land und Leute wirklich sind. Gut für unsere Verständigung war, dass ich gemeinsam mit einem Mitstudenten nach Dnipro fahren konnte. Er hat polnische Wurzeln, und ich hatte zwei Jahre Russisch in der Schule, so dass ich kyrillische Buchstaben lesen kann.

An der Akademie in Dnipro habe ich mich mit Finite-Elemente-Simulationen zur Auslegung eines Strangpressprozesses beschäftigt. Von dort aus haben wir auch Exkursionen in die Umgebung unternommen.

Ja, ich wollte in ein Land, das eine Herausforderung ist. Und ich kann ein solches Praktikum auf jeden Fall empfehlen – für alle, die etwas Neues erleben wollen. /Protokoll: Julia Förster



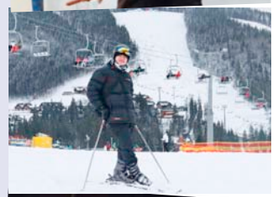
Christian Stenzel
Studentischer Mitarbeiter des IW
Kiew / Ukraine
November 2017

Ich habe 2009 mit meinem Studium an der NMetAU angefangen, an der Fakultät für Materialwissenschaften – es gibt dort auch Informatik, Mathematik, Maschinenbau; alles unter dem Dach „Metallurgie“. Dnipro war in Zeiten der UdSSR eine für Ausländer gesperrte Stadt, denn es wurde dort geheime Technologien entwickelt, etwa für Raketen. Die Industrie ist in den letzten fünf Jahren stark zurückgegangen; die wirtschaftliche Abhängigkeit von Russland war groß.

Nach zwei Jahren an der NMetAU habe ich vom Doppeldiplom-Programm mit der Bergakademie Freiberg gehört. Man brauchte gute Noten und Deutsch. Also habe ich angefangen, drei Mal pro Woche am Goethe-Institut Deutsch zu lernen. Direkt nach meinem Bachelor bin ich in Freiberg zugelassen worden, und im April 2015 habe ich einen der letzten Dipl.-Ing.-Titel für Werkstoffwissenschaften bekommen; mit einer Diplomarbeit bei der Salzgitter Mannesmann Forschung GmbH. Seit 2015 promoviere ich am IW – und ich denke, ich werde meine Kenntnisse auch danach hier in Deutschland einsetzen. In der Ukraine sind viele Leute wirklich gut ausgebildet. Aber die politische und wirtschaftliche Lage ist schwierig und erschwert auch die Wissenschaft.

Die kleinste Einheit hier in Deutschland ist ein Student. In der Ukraine ist die kleinste Einheit eine Gruppe. Diese Gruppe hört zum Beispiel immer die gleichen Vorlesungen. Ein anderer Unterschied ist die enge Industrieanbindung in Deutschland. Sie ist von großem Vorteil, denn die praktische und finanzielle Ausstattung ist damit viel breiter. In der Ukraine liegt der Schwerpunkt zwangsläufig auf der Theorie. Dass es im DAAD-Programm die Möglichkeit gibt, dass Studierende der NMetAU hier viele praktische Erfahrungen machen können, ist sehr gut.“ /Protokoll: Julia Förster

Illia Hordych
Wiss. Mitarbeiter am IW
PZH, März 2018



Verteidigung der Bachelorarbeit an der NMetAU; Skivergnügen in den Karpaten - und als Real-Madrid-Fan vorm Stadion in München. Fotos: privat

Als studentische Hilfskraft des IW war ich 2002 das erste Mal für ein Praktikum an der NMetAU. Dort konnte ich an einer Publikation für eine Konferenz im Folgejahr mitwirken, die an der NMetAU stattfand. So hat sich der Kontakt verstetigt, und mittlerweile bin ich mehr als 30 Mal in der Ukraine gewesen. Ursprünglich geht der Kontakt auf Dr. Michail Rodman zurück, der an der NMetAU studiert und promoviert hatte und mit seiner Familie 1996 nach Deutschland emigriert ist. 1998 hat er angefangen, am IW zu arbeiten und seinen früheren Chef zu gemeinsamen Forschungsaktivitäten einzuladen, jedes Jahr für einige Wochen.

Die aktuelle DAAD-Praxispartnerschaft baut darauf auf und erleichtert den Austausch, indem beispielsweise Reisekosten übernommen werden. Etwa acht bis zehn Studierende kommen jedes Jahr mit ihren Betreuern zu uns, nicht ganz so viele reisen in die Ukraine. Insbesondere möchten wir ja die Curricula verbessern, vor allem im Masterstudiengang Umformtechnik an der NMetAU. Neben der Universität Paderborn beteiligen sich auch die Salzgitter Mannesmann Forschung GmbH und die Benteler Steel/Tube GmbH mit der Vergabe von Praktikumsplätzen.

Was mich persönlich sehr beeindruckt: Die ukrainischen Studierenden zeigen in den drei Monaten eine deutliche Persönlichkeitsentwicklung: Wenn sie zurückkehren, sind sie viel selbstbewusster. Und sie haben eine konkrete Vorstellung vom Projekt Europa.“ /Protokoll: Julia Förster

Dr.-Ing. Florian Nürnberger
Oberingenieur am IW
Ukraine, 2007

Mit dem Studiendekan der NMetAU während eines DAAD-Workshops in Dnipro; Besuch auf dem Maidan, dem zentralen Platz von Kiew, zu Weihnachten. Fotos: privat

Am Ende die Legende

Der Ruf des des Massachusetts Institute of Technology ist legendär: Allein 89 Nobelpreisträger kamen bisher vom MIT. PZH-Wissenschaftler sind dort regelmäßig zu Gast; zuletzt Andi Wippermann, der die Legende zum Ende seiner Zeit als Wissenschaftlicher Mitarbeiter erleben konnte. Vier Fragen.

Ein halbes Jahr am MIT sein, heißt … ?
„… erleben, wie eine der besten Unis der Welt tickt. Und jeden Tag neue Leute kennenlernen. Das ist so einfach, weil die meisten dort auch nur zu Gast sind, als Studenten oder Gastwissenschaftler am MIT oder auch in Harvard, die beide in Cambridge liegen. Cambridge ist wirklich einer der internationalsten Orte, die ich kenne. Nach drei Wochen habe ich mich gefühlt, als wäre ich schon mindestens drei Monate da – wegen all der unterschiedlichen Menschen, die ich in dieser Zeit kennengelernt hatte.

Wenn man allerdings 20 Minuten rausfährt, erlebt man auch schnell etwas anderes. Wir sind einmal in einer Kneipe gestrandet, und ich wurde dort gleich ausgefragt, ob es denn in Deutschland überhaupt noch sicher ist – bezogen auf die „Überfremdung“.“

Warum MIT, warum erst am Ende der Promotionszeit?
„Ursprünglich habe ich ein duales Studium gemacht. Ich kann das eigentlich sehr empfehlen, aber ich hatte leider keine Möglichkeit, mal rechts oder links zu gucken. Ich kannte nur mein eigenes Unternehmen, ein sehr deutsches Unternehmen, das mich nicht ins Ausland schicken konnte. Und in meinem Studiengang war kein einziger Ausländer. Das war für mich auch ein Grund, danach als Wissenschaftlicher Mitarbeiter ans Institut für Fertigungstechnik und Werkzeugmaschinen zu gehen. Mir wurde dort zugesagt, dass das IFW gut vernetzt ist in alle Welt, und dass ich diese Vernetzung nutzen kann. Zum Ende meiner Institutslaufbahn wollte ich das unbedingt verwirklichen. Ich wollte dahin, wo man wirklich jeden Tag etwas Neues erlebt, wo nicht Schema F herrscht, wo man heute mit einem afrikanischen Wissenschaftler über Afrika diskutiert und morgen mit einer Neurobiologin über Tierversuche und Ethik.

„… am MIT hätte man vielleicht längst gesagt: Warum machen wir es nicht ganz anders?“

Mein Forschungsvorhaben in Absprache mit dem IFW und mit Professor Timothy Gutowski am MIT war es, herauszufinden, ab welchem Anteil des zerspanten Volumens es energetisch günstiger ist, den Fräsprozess durch unterschiedliche additive Fertigungsverfahren zu ersetzen. Das passte sehr gut, weil das Thema Material- und Energieeffizienz am IFW einen hohen praktischen Stellenwert hat und wir sehr leicht an die realen Fertigungsdaten von Industriepartnern herankommen. Und weil andererseits das MIT theoretisch-methodisch bei diesem Thema sehr weit vorn ist. So ist ein gemeinsames Paper entstanden.“

Was ist so besonders am realen Campus des MIT?
„Das MIT ist riesengroß. Fast wie eine Stadt, mit eigener Polizei und eigenem Krankenhaus. Die haben und bieten dir all deine Gesundheitsdaten per App, und wenn du mal krank warst, fragt dich der Arzt am nächsten Tag per Mail „Geht's dir heute besser?“. Und für alles, auch für jede Sportart, gibt es einen „Club“. Ich wurde am Anfang gewarnt, mich bloß nicht für zu viele Clubs einzutragen – ich würde ansonsten mit Terminen und Infos überflutet werden.

Vorlesungen durfte ich mit meinem Status eigentlich nicht besuchen, einmal wurde ich aber mitgenommen: Die Veranstaltung begann – wie diese Vorlesung offenbar immer – mit Musik: „It's been a hard days night“ von den Beatles. Jeder hat ein Namensschild, und die Vorlesungen sind interaktiv: Man wird also durchaus auch angesprochen. In dieser Vorlesung ging es um Modellentwicklung und die Angabe von Abweichungen. Wir sollten abschätzen, wie lang der Niger ist, und unsere Vermutung mitsamt einer realistischen Abweichung aufschreiben und abgeben. Der Professor hat prognostiziert, dass weniger als zehn Prozent von uns richtig liegen. Und er hatte recht: Die allermeisten hatten die Länge deutlich unterschätzt und dazu eine absurd kleine Fehlertoleranz angegeben.“

Wie unterscheidet sich die Forschung hier und dort?
„Industrieprojekte, wie wir sie kennen, gibt es am MIT nicht – ebenso wenig wie Versuchsfelder, wie wir sie hier am PZH haben. Dafür ist alles viel freier, und es entwickeln sich wirklich gute Ideen – die von der Industrie allerdings gelegentlich belächelt werden, weil sie an der Realität vorbei gehen und nicht wirtschaftlich sind. Wir sind dagegen so nah an der Anwendung dran, dass wir das, was wir haben, jedes Jahr um fünf Prozent verbessern – während man am MIT vielleicht längst gesagt hätte: „Warum machen wir es nicht ganz anders?“ Dass es kaum Kontakt zur Industrie gibt, macht auch den Arbeitsalltag am MIT freier: Der eine hat sein Büro mit Homer Simpson plakatiert, andere hatten im Büro ihren halben Hausstand untergebracht; einige kamen um zwölf, sind um fünf ins Gym gegangen und haben danach bis elf weitergearbeitet.

Und überall schwingt der Geist mit: Realisiert eure Ideen, seid visionär, probiert euch aus, und wenn ihr scheitert, dann probiert halt die nächste Idee. Das ist am MIT total spürbar.“

Andi Wippermann
MIT / Cambridge, USA
November 2017

Around the World
Вокруг света

Selfies aus St. Petersburg:
Lernen, Leben, Feiern – mit Kommilitonen aus verschiedensten Ländern und Kulturen.
Fotos: privat

… with Mechatronics
… с мехатроникой

Ein Jahr St. Petersburg, ein Jahr Hannover. Vorlesungssprache Englisch, Kommilitonen aus aller Welt. Ziel: ein russischer und ein deutscher Masterabschluss „International Mechatronics“. Uliana Dudko aus Russland hat ihn seit 2016. Christopher Blake aus den USA studiert noch. Aktuell begegnet man beiden am PZH.

Dass Uliana Dudko und Christopher Blake sich im Wintersemester 2017/18 in der Übung „Production of Optoelectronic Systems“ des Instituts für Transport- und Automatisierungstechnik begegnen würden, war in keiner Weise absehbar.

Christopher wächst in Cicero auf, einer kleinen Stadt in Indiana. An der Purdue University macht er 2010 seinen Bachelor in Maschinenbau; im Nebenfach studiert er Computer Graphics Technology und Tanz. Anschließend arbeitet er als Entwicklungsingenieur in Houston, Texas, für Baker Hughes. Für Baker Hughes geht er 2013 auch nach Deutschland, zur Niederlassung in Celle. Auf Deutsch kann er gerade mal zählen, sonst nichts. Er geht zwei Mal pro Woche zum Deutschkurs, um „auch ein Sozialleben zu haben“.

Während Christopher in Celle Deutsch lernt, arbeitet Uliana in einer IT-Firma in Pensa, Russland. In der Stadt, etwa 600 Kilometer südöstlich von Moskau, ist sie auch aufgewachsen, dort hat sie Informatik studiert, Theater gespielt, sich als Mentorin für neue Studenten engagiert. Sie hat einen guten Job, aber sie möchte noch ihren Master machen, am liebsten etwas Neues lernen. Sie entscheidet sich für „Intelligent Systems“, ein Internationales Masterprogramm, das in St. Petersburg und London angeboten wird. Während des ersten Studienjahres in St. Petersburg besucht sie eine Konferenz in London. Es gefällt ihr nicht besonders.

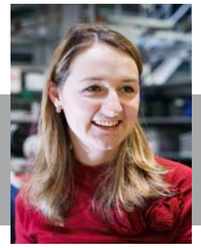
Sie entdeckt das Mechatronics-Master-Programm der Leibniz Universität – es ist vergleichbar, setzt aber einen anderen Schwerpunkt: Dass sie ergänzend zu ihrem IT-Background Mechatronik, also viel Elektronik, lernen könnte, findet sie „supersupertoll“. Sie wechselt den Master und kommt im Herbst 2015 fürs dritte Semester statt nach London nach Hannover. Das Fachsprachenzentrum bietet einen einmonatigen Intensiv-Deutschkurs – die Sprachgrundlage für die Freizeit, Studiensprache bleibt ja Englisch.

Uliana also studiert im zweiten Master-Jahr nun in Hannover Mechatronics, und Christopher arbeitet weiterhin in Celle – überlegt sich aber, dass ihm etwas fehlt: Da ist die IT – neben seinen Bachelorkenntnissen gehört Programmieren zu seinen großen Hobbies – und der Maschinenbau, und er findet, dass ihm Elektronik fehlt. Er möchte einen Master machen, sich weitere Möglichkeiten eröffnen. Er sucht und findet den Master „International Mechatronics“.

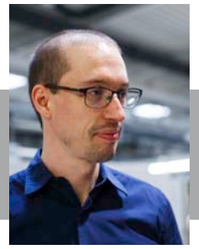
Im August 2016 beginnt sein Masterstudium in St. Petersburg; ein komisches Gefühl, erinnert er sich: Sie sind 16 Studenten aus Hannover – obwohl sie nie in Hannover gewesen sind. Sie studieren in Russland, aber sprechen kein Russisch. Seine Mitstudenten kommen unter anderem aus Mexiko, Indien, Chile, Ägypten. Alle sind gemeinsam in einem Gebäude untergebracht, unternehmen viel zusammen und unterhalten sich in vielen verschiedenen „Englischs“. Die Lehre in St. Petersburg findet Christopher „sehr, sehr gut – mit wenigen Ausnahmen“ – insbesondere Optimierungsmethoden, Neuronale Netzwerke und die IT-Fächer haben ein hohes Niveau.

Zum Wintersemester 2017/18 wechselt Christophers Master-Truppe zum zweiten Jahr nach Hannover. Uliana ist jetzt bereits seit einem Jahr wissenschaftliche Mitarbeiterin – sie promoviert am Institut für Transport- und Automatisierungstechnik und leitet die Übung „Production of Optoelectronic Systems“ für den internationalen Mechatronics-Master. Dass sie mit ihren 24 Jahren jünger ist als die meisten „ihrer“ Studenten, findet sie etwas komisch – andererseits ist es in Russland ganz normal, dass man in diesem Alter promoviert oder im Beruf schon viel Verantwortung trägt.

Da also sind sie nun: Christopher aus Indiana, der über Houston, Celle und St. Petersburg kam und Uliana aus Russland, die wegen einer ziemlich spontanen Planänderung



Uliana Dudko
PZH
Januar 2018



Christopher Blake
PZH
Januar 2018

„… diese vielen unterschiedlichen Kulturen innerhalb Russlands – ich hatte keine Ahnung!“

statt in London nun hier in Hannover gelandet ist. Beide wollten mehr lernen, mehr Elektronik vor allem, und beide haben sehr bewusst aufs Internationale gesetzt. War es eine gute Entscheidung? Und wohin führt sie?

Christopher – der genau wie Uliana fließend Deutsch spricht – möchte nach seinem Master promovieren. Artificial Intelligence interessiert ihn gerade sehr. „Das war für mich eine interessante Wendung“, sagt er, „denn eigentlich wollte ich ja mehr Mechatronik“. Er möchte außerdem – inspiriert von seinen Studienkollegen aus aller Welt – mehr reisen.

Uliana hat noch zwei Jahre für ihre Promotion. Sie entwickelt eine intelligente Oberfläche aus sehr kleinen lichtemittierenden Sensormodulen, die Daten drahtlos per hochfrequenten LED-Impulsen verschicken und die über Energy Harvesting mit Energie versorgt werden. Nach diesen zwei Jahren würde sie gern einige Jahre in Deutschland arbeiten. „Was ich hier gelernt habe, kann ich in meiner Heimat gar nicht machen – ich müsste nach St. Petersburg oder Moskau gehen. In Moskau wäre mir alles zu groß, auch die Distanzen. Wenn ich nach Russland zurückgehe, würde ich nach St. Petersburg gehen.“ Das ist auch Christophers erste Wahl: „Ich liebe St. Petersburg! Wenn ich einen guten Job fände, würde ich gern dort arbeiten. So viel Kultur! Tanz! Museen! Und die vielen unterschiedlichen Kulturen innerhalb Russlands, ich hatte keine Ahnung!“

Beim Aufspüren eigener kultureller Unterschiede sind beide mittlerweile erprobt. Uliana ist aufgefallen, dass Menschen in Deutschland zwar häufiger freundlich aussehend unterwegs sind – verglichen mit oft traurig oder verschlossen wirkenden Russen. Dafür seien Russen, sobald man sie etwas kennenlernt, sehr offen. „Sie laden dich nach Hause ein und teilen alles. In Deutschland muss man jemanden schon sehr gut kennen, bevor man ihn zu sich nach Hause einlädt.“

Christopher, der fasziniert davon ist, wie ähnlich im Vergleich zu Amerikanern oder Deutschen er die Menschen in St. Petersburg erlebt hat – „Meine Mutter hatte Angst vor Russland!“ –, hatte dort nur mit einem zu kämpfen, mit der „anderen Idee von Zeit“ seiner russischen Freunde. „Für Deutsche und Amerikaner ist Zeit ein Punkt. Für Russen ist Zeit ein Zeitraum“, beschreibt er seine Beobachtung. Er hat ein klares Bild für den Unterschied: „Sieben Uhr ist bei ihnen nicht 7.00 – sondern eher etwas Ausgedehntes. Eher etwas Siebenisches.“

In der Übung zur Vorlesung „Production of Optoelectronic Systems“, die das Institut für Transport- und Automatisierungstechnik für die Internationalen Masterstudenten anbietet, begegnet man aktuell Uliana Dudko als Betreuerin und Christopher Blake als Student. Fotos: Leo Menzel

Lust auf St. Petersburg, auf Mechatronik oder Production Systems and Technologies?

Bewerbungsschluss für den nächsten Master International Mechatronics ist der 31. Mai. Er richtet sich natürlich auch an Studenten der Leibniz Universität selbst. Für weitere Informationen zum Austausch steht Nikita Shchekutin, Ansprechpartner für diesen Master am Institut für Transport- und Automatisierungstechnik, unter shchekutin@ita.uni-hannover.de gern zur Verfügung.

Die nächste Gelegenheit, eine Idee von St. Petersburg und russischer Kultur zu bekommen, haben Studenten der Leibniz Universität beim Summer Workshop „Production Systems and Technologies“ in St. Petersburg, der wie jedes Jahr in der Pfingstwoche und genau wie der Master-Studiengang im Rahmen der vom DAAD unterstützten Strategischen Partnerschaft mit der Polytechnischen Universität „Peter der Große“ stattfindet. Organisiert wird die Fahrt vom Institut für Transport- und Automatisierungstechnik; über weitere Workshops informiert die Webseite des Hochschulbüros für Internationales der LUH.

Produktionstechnik auch für unterwegs

phi
Produktionstechnik
Hannover informiert

Vielversprechende Ergebnisse, ausgezeichnete Wissenschaftler, neue Kooperationen: Mit der phi bleiben Sie produktionstechnisch auf dem Laufenden und in Kontakt mit dem Produktionstechnischen Zentrum Hannover, dem Laser Zentrum Hannover und dem Institut für Integrierte Produktion Hannover. www.phi-hannover.de